Kinderbetten
Katal. 1345 frei
Suhl (Thür.)

Weinessig
Weinessig-Essenz
Gewürzessig
Citronen
Weinsteinsäure
empfiehlt billig
Becker.

Pumpernickel
Weizenschrot-
Kommißbrot
Spezial-Zwieback
Kuhlmann
Straße 75.

Ingenieurschule
Maschinenbau Elektrot.
Hochbau Tiefbau
Auskunft durch das Sekretariat

Verkauf im
Sonnenhütten
Bahnhofstr.

scheinung, die in „lichten, lieblichen Farben" immer größer und größer wird, bald das Tal überdeckt. Kein Mensch kann eine Erklärung geben für diesen Regenbogen an einem wolkenlosen Himmel. Alle sehen sie ein Zeichen Gottes darin; die einen deuten es günstig, die anderen ungünstig, unheimlich scheint es allen. —

So vergeht langsam mit dem Regenbogen der Nachmittag. Von den Bergen schweben die Schatten ins Tal, decken die Hütten in den Weinbergen ein, noch ein letztes Aufleuchten der Felsen. Dann ist es dunkel, und nur der Main rauscht an den Wehren und Buhnen. — Leise und verstohlen schleichen sich Gestalten am Ufer entlang, zwei und drei und vier, über die Brücke hinüber gelangen sie in die Bergschlucht. Dort versammeln sie sich, immer mehr werden es, von allen Dörfern sind sie herbeigeeilt, Vater und Sohn, Eigener und Knecht, ihr Recht vom Fürsten zu fordern und vom Bischof — und zu rauben. Sie tragen Waffen und Fackeln, die bald den Weg beleuchten sollen, und als es ganz dunkel geworden ist, kommen die anderen aus der Stadt nach. Sie schleppen Beile und Leitern und Stricke, leise, fast geräuschlos verschwinden sie in der Schlucht. Ueber der Schlucht aber liegt als dunkel drohender Block die Feste. Alles ist still, kein Lichtschein zu sehen, als wäre die Besatzung geflohen. Doch drinnen auf dem Burghof in einem gedeckten Winkel stehen die Führer beieinander. Genau haben sie den Anmarsch der Feinde beobachtet. Nun beraten sie ein letztes Mal. Spärliches Licht zuckt auf von einer qualmenden Lampe, die am Boden steht. Da ist der oberste Hauptmann, Markgraf Friedrich von Brandenburg. Ihn ließ sein Herr, der Bischof von Würzburg, zurück, als er vor den Bauern „fortreiste". Nun sieht der Hauptmann um sich mit seinen scharfen und harten Augen. Sein Haupt ist bloß, seine Brust von einem Panzer umschlossen, in dem sich das Licht gelblich bricht. Fast wie sein Bruder sieht er aus, wie der wilde Casimir von Brandenburg-Ansbach, der die Bauern blenden und aus dem Land treiben ließ. Neben diesem, kleiner als er, aber offener und behender umherschauend, sein Rentamtmann, Hans Ruffinger aus Bayern. Er ist die rechte Hand seines Herrn, fast sein Vertrauter und Freund. Dabei stehen: Matern Fuchs von Rügheim, ein adliger Hagestolz, der nur aus Lust am Kampfe mit seinen Reitern gerade hierher zog; Georg Wader, der Fußknechthauptmann, ein alter gedienter Landsknecht, dessen bunter Anzug seltsam genug aus dem Grau der Rüstungen hervorleuchtet. Ein breiter Hut beschattet eine Hälfte seines Gesichts, die andere verdeckt der gewaltige Schnauzbart. Sie stehen dort beisammen, gar nicht niedergedrückt, eher siegesgewiß. Ab und zu wirft der eine oder andere einen Blick auf ein unförmig scheinendes Ding ganz im Winkel. Dort liegt Conrad Alletzhaimer, ein Feldhauptmann. Am Nachmittag, als er von einer Scharte aus hinauf sah zum Regenbogen, traf ihn ein Prellschuß. Lautlos fiel er vornüber. Die Füße fingen sich in den Ketten, die am Boden umherlagen, der schwere Körper hing aus der Burg heraus. Nun liegt der Leichnam hier in der lauen Frühlingsnacht. Fraend woher ruft eine Nachtigall. Im Wehrgang klirren leise die Waffen der Knechte, die sich auf den Empfang der Bauern vorbereiten.

Die kommen mit hoch gehobenen Fähnlein, mit Trommeln und Pfeifen unter großem Lärm den Berg hinauf, steigen über den Erdwall vor der Burg und versuchen, sie zu stürmen. Rund um die Burg verteilen sie ihre Masse. Hier und dort leuchten die Pechfackeln auf. Schatten springen in dem halben Licht hin und her. Geschrei der Kämpfenden und Gewimmer der Getroffenen hallt weithin über den nächtlichen Main. Hinauf zu den Verteidigern fliegen die brennenden Pechkränze und wieder zurück das Feuerwerk und die Schwefelkrüge. Geschützkugeln und Steine hageln auf die Schutzlosen da unten im Dunkeln nieder, die, wütend und schreiend vor Schmerzen, immer wieder versuchen, in die Burg zu gelangen. Vergebens. Sie müssen weichen. Ihre Leitern sind umgeworfen, die Tapfersten erschlagen und verwundet, Dunkel legt sich zwischen die Kämpfenden: der erste Ansturm ist abgeschlagen. Hinter den Abziehenden her werden die letzten Schüsse geschickt. Da, mit einem Mal eine Feuergarbe, die hoch aufspringt in die Nacht: eine Feldschlange ist zersprungen. Hans Ruffinger und des Matern Knecht Fuchs liegen weit davon ab, pulvergeschwärzt, blutend, todwund.

Unten im Tal sammeln sich, während oben die Verwundeten und Toten beiseite geschafft werden, die Bauern ein zweites Mal. Wieder stürmen sie den Berg hinauf. Geschrei und Schießen, Krachen und Splittern. Der Sturm wird wieder abgeschlagen. — Drüben am anderen Ufer des Flusses stehen indes die Frauen und sehen erschauernd dort oben den hellen Schein der Feuer, die Blitze und das Getöse. Dunkel wird es und ruhig. Wieder hell und wieder dunkel — und dunkel bleibt es schließlich. Eine Nacht voll von unhörbarem Stöhnen, voll von dem letzten Röcheln der Sterbenden.

Noch einer, der Fußknechthauptmann Wader, kam in dieser Nacht als dritter und letzter von den Belagerten ums Leben. Als es ein wenig still geworden war, wollte er auf der Schütte zu einem Fenster hinaus sehen, ob sich die Bauern noch regten. Da wurde er von einem Bauern, der dort lag und den Schein hinter sich bemerkt hatte, erschossen. —

Draußen geht der Mond auf über dem Maintal. Er spiegelt sich in der Strömung, sieht hinein in die Burg, wo zwischen seinem Volk der Hauptmann steht und den Extrawein austeilt. Ueber die Mainbrücke ziehen jetzt wieder leise die Bauern — je zwei, drei und vier tragen in ihrer Mitte einen Verwundeten. Das Nachtgestirn blickt durch das junge Laub der Bäume hinab auf den Boden, wo die kalten Körper verkrampft und entstellt zwischen Resten von Waffen und Fackeln wirr umher liegen. Ruhig und still. Nur ein Fuchs schleicht ängstlich in dieser ungewohnten Umgebung umher. In den Baumkronen versuchen die Vögel ihr erstes Morgenlied, die Sterne verblassen, und ein erster rötlicher Schimmer erscheint über den Bergen. Da reitet ein Bote in den taufrischen Morgen hinaus. Er trägt die Kunde vom Sturm auf die Burg nach Nürnberg zum Bischof.

Bildung.

Aphorismen von Karl Osterwald.

„Ich bin fertig" — welche Selbstkritik! Leben heißt: beständiges Hinauswachsen über sich selbst.

Den Kleinen ist die Welt ein Mittel und sie selbst sind der Zweck. Alle wahrhaft Großen fühlten sich als Werkzeug.

Den einen „verbraucht" das Leben, den andern erneut es beständig — das unterscheidet den Philister vom Menschen.

Das ist auch ein Kennzeichen der Persönlichkeit, daß alles, was ihr dient, irgendwie zugleich der Menschheit dient.

Jeder sollte sich einmal ehrlich fragen, ob er die Liebe, die Ehrfurcht, die Kunst, die Trauer, den Patriotismus „erfunden" hätte, wenn sie nicht dagewesen wären.

Auf vieles muß man warten können. Freunde, Reife, Gnade, Glück kann man nicht erobern. Anderes wieder will erstürmt sein. Erst der reife Mensch lernt unterscheiden zwischen dem, das er erobern muß, und dem, auf das er warten muß.

Gebildete Menschen sind ideale Sparkassen: alles muß ihnen dienen, und allem geben sie mit Zinsen zurück.

Warburger Warte



Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes

Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 31 | 18. April 1928 | 3. Jahrgang

Der grosse Karner

ROMAN v. WOLFGANG MARKEN



(21. Fortsetzung)

Donell suchte seinen Vorgesetzten, den Staatssekretär Bellock auf, als er in London angekommen war.

Der Staatsmann erschrak nicht wenig, als er den Spion erblickte. Unruhig fragte er ihn.

„Was führt Sie nach London?"

Donell lachte kurz auf und sagte dann hastig: „Herr Karner hat mich abgeschoben. Er ist hinter mein Geheimnis gekommen, Sir. Seine Verbindungen müssen bis in die englischen Regierungskreise reichen."

Der Staatssekretär fuhr zusammen.

„Erzählen Sie!"

Und Donell berichtete. Als er aber von Karners Plänen sprach, als das Wort „Freiheit der Welt" durch den Raum gellte, da wankte der englische Staatsmann im Sessel.

„Lassen Sie mich jetzt allein, Mister Donell!" sagte Bellock mühsam.

Donell stand auf und verbeugte sich. „Ich stehe weiter zu Ihrer Verfügung. Diese Aufgabe hat für mich an Reiz gewonnen, Lord Bellock."

„Es ist gut, Mr. Donell. Melden Sie sich morgen bei Kellogh."

An der Tür blieb Donell noch einmal stehen und sagte: „Ich habe vergessen, Ihnen mitzuteilen, daß ich den Maharadscha von Makaopur bei Herrn Karners gesehen habe."

„Wen?" schrie Bellock auf.

„Den Maharadscha von Makaopur!"

Kurz und trocken lachte Bellock auf. „Haben Sie ihn genau erkannt? Sein Zwillingsbruder sieht ihm sehr ähnlich."

„Ich täusche mich nicht. Sein Bruder Timur ist kleiner."

Bellock trommelte mit den Fingern erregt auf dem Tisch, sprang dann auf. Jetzt wissen wir endlich, wo die Gelder aus Indien hinfließen. Jetzt wissen wir, daß wir in Karner den Todfeind des englischen Weltreiches erblicken müssen. Nun . . . wir werden handeln! Er soll uns auf dem Posten finden, der . . . Herr Karner!"

7.

Am 6. Mai des folgenden Jahres war der Anschluß aller deutschen Elektrizitätsgesellschaften an das Karnerwerk vollendet.

Das Werk, das nun aus vierundzwanzig Hallen bestand, belieferte von diesem Tag an so gut wie ganz Deutschland mit Strom. Jetzt galt es, die restlose Elektrisierung der Produktion durchzuführen.

Am 10. Mai traten die niedrigen Strompreise in Kraft.

Ende Mai gab die deutsche Regierung zu Ehren Karners ein Bankett, auf dem der große Erfinder begeistert gefeiert wurde.

Dort war auch das Ausland zahlreich vertreten. Fast das ganze ausländische diplomatische Corps war erschienen. Man bemerkte befremdet, daß sich Karner mit dem österreichischen und dem russischen Botschafter sehr lange und angeregt unterhielt. Mit einiger Nervosität stellten es besonders die englische und die amerikanische Diplomatie fest.

Unter dem Jubel der Massen verließ Karner dann das Reichstagsgebäude, um in der Staatsoper Beethovens unsterblichen „Fidelio" zu hören.

Als der erste Ton durch das dichtgefüllte Haus klang, versank alles um Karner. Die Töne umbrausten ihn wie ein Meer von Licht, und eine Welt von Schönheit war seinem geistigen Auge offen.

Alles vergaß er. Wenn nicht der getreue Hallenbach neben ihm in der Loge gesessen und vor der Loge ein Polizeiinspektor über den Erfinder gewacht hätte, wäre es für einen Mordbuben, wie seinerzeit der „lange Max" im „Holderstrauch", leicht gewesen, hier eine ruchlose Tat zu vollbringen.

Die Oper war zu Ende.

Hallenbach wartete, bis Karner aus seiner Versunkenheit erwachte. Auch ihm hatte die Musik gefallen, aber er spürte doch, daß er vor dem goldenen Tore stand, das Karner durchschritten hatte. Das empfand er neidlos und bewundernd.

Karner reckte sich, stand auf und wandte sich zu Hallenbach:

„Was haben wir heute noch vor, lieber Hallenbach? Ich würde nach diesem Ohrenschmaus am liebsten sofort heimfahren, aber wenn ich mich recht erinnere, haben wir Herrn Storm-Naugardt zugesagt."

Hallenbach nickte. „Jawohl, Herr Karner!"

* * *

Storm-Naugardt trat nach dem Essen zu Karner und führte ihn ins Rauchzimmer.

„Ich habe eine Menge Neuigkeiten, Herr Karner, die Sie gewiß interessieren werden."

„Wenn es noch Neuigkeiten sind. Mein Nachrichtendienst arbeitet nicht schlecht."

Sie nahmen Platz, und Storm-Naugard begann: „Wissen Sie schon von der neuen Erfindung des Doktor Reynolds, aus dem ausgelaugten Kohlenstaub feuersichere Ziegel herzustellen? Und billig! Spottbillig. Das Verfahren ist

glänzend und nur möglich durch Ihren billigen Strom. Genial! Ich bin ganz begeistert. Die Sache hat eine kolossale Zukunft."

„Weiß ich!" sagte Karner.

Verblüfft sah ihn Storm-Naugardt an. „Sie wissen schon?"

„Freilich! Die Erfindung des Preßverfahrens stammt doch von meinem Mitarbeiter Michailoff, während die Bindemasse auf das Konto des Doktor Reynolds kommt."

Das Gesicht des Großindustriellen reizte Karner zum Lachen. Es war von einer grenzenlosen Erstaunheit.

Storm-Naugardt lachte mit. „Ich habe wohl ein recht dummes Gesicht gemacht, Herr Karner? Ein Wunder ist es nicht. Man lernt in dieser Zeit das Staunen wieder."

Eine Handbewegung Karners ließ ihn seine Rede unterbrechen.

„Ich sagte Ihnen vor Monaten einmal: die Möglichkeiten, die meine Stromverbilligung für die Technik bringt, sind ungeheuerliche. Lassen Sie den deutschen Erfindergeist erst einmal Atem geschöpft haben, vorläufig steht er ob der Umwälzung noch etwas befangen, dann werden Sie, gelinde gesagt, das Gruseln bekommen. Was haben Sie sonst noch Neues?"

„Wissen Sie, daß Finanzminister Ascher eine stärkere Opposition gegen Sie in der Regierung mobil macht?"

„Ich habe davon gehört. Ich halte aber den Minister Ascher für einen so ehrenwerten Mann, daß eine Opposition von seiner Seite aus immer sachlich bleiben wird. Es wird etwas anders werden, wenn erst ausländische Gelder in Deutschland mit der Opposition beginnen."

„Befürchten Sie das, Herr Karner? Jetzt schon?"

„Sehr bald, Herr Storm-Naugardt!" antwortete Karner ernst.

* * *

Karner sah im Saale den Tanzenden zu. Hallenbach tanzte eben mit der Tochter des Hauses einen Tango.

Er gestand sich, daß die beiden ein prächtiges Paar abgaben.

Plötzlich ließ ihn eine Stimme auffahren, und er wandte sich um.

Lady Ramsay stand vor ihm.

Sie war blaß und schön. Ihre Augen waren glänzend, wie die einer Fieberkranken. Sie mühte sich, das konventionelle Gesellschaftslächeln auf ihre Züge zu bannen, aber es gelang ihr nur schlecht. Unsicherheit, fast Hilflosigkeit zeigte sich auf ihrem Antlitz.

„Herr Karner, ich freue mich, Sie wieder einmal zu sehen."

Karner verneigte sich leicht.

„Die Freude ist auf meiner Seite, Lady Ramsay." Es fiel ihm im Augenblick nichts anderes ein, als diese abgedroschene Gesellschaftsphrase. Den Umstehenden fiel auf, daß sein Ton kälter war als sonst. Auch Lady Ramsay fühlte seine Reserviertheit.

„Wirklich, Herr Karner? Ihr Ton sagt es nicht!"

„Ich bitte um Verzeihung, Lady Ramsay. Ich war in der Oper, und die Musik Beethovens hat mich noch in ihrem Bann. Ich bin noch etwas unaufmerksam. Ich will mich bessern."

Er mühte sich, liebenswürdiger, verbindlicher zu sprechen.

„Tanzen Sie nicht, Herr Karner? Lockt Sie nicht der wundervolle Rhythmus dieses Tango?"

„Ich tanze selten, Lady Ramsay. Vor vier Jahren, wenn ich mich recht erinnere, habe ich das letzte Mal getanzt."

„Vor . . . vier Jahren und dann nicht mehr?"

„Nein! Dann ging ich den Pakt mit der Arbeit ein. Mein Werk beansprucht meine Zeit. Ich muß schaffen. Arbeit ist auch ein Tanz, Lady Ramsay. Ich kann Ihnen versichern, daß ihr Rhythmus tausendmal schöner ist als dieser allerdings wundervolle Tango."

Ihre Lippen wollten sich spöttisch kräuseln, aber sie wagte nicht, Karners Worten mit einer Phrase zu begegnen.

„Arbeit! Ja, ich glaube es. Ich kenne Arbeit nicht! Sie werden gewiß vernichtend über mich denken, wenn ich so spreche?"

„Nein!" sagte Karner und schüttelte den Kopf. „Ich bedaure nur, daß Sie der ungeheuren Freude, die Arbeit bringt, noch nicht teilhaftig wurden."

„Ich weiß nicht, Herr Karner, vielleicht wäre es anders, wenn ich für mich arbeiten müßte. Sie aber arbeiten doch nicht nur für sich, sondern . . . doch wohl in der Hauptsache für die anderen."

„Ja, für die Mitmenschen. Es gibt in der Bergpredigt ein großes Wort von der Nächstenliebe, Lady Ramsay."

Die Umstehenden waren während des Gesprächs Karners mit der Gattin des Botschafters zurückgetreten. Sie sahen, wie das Antlitz der schönen Frau sich mit einem Male rötete.

Lady Ramsay preßte die Lippen zusammen.

„Sie gönnen der Freude recht wenig Raum auf dieser Welt, Herr Karner."

„Wenig? Allen Raum gönne ich ihr. Allen, Lady Ramsay! Schaffen heißt ja Freude, soll nichts anderes sein. Wissen Sie denn, was Freude heißt?"

Die schöne Frau fuhr zusammen.

„Vielleicht haben Sie recht! Vielleicht!. Doch hören Sie, Herr Karner! Eben stimmt die Musik diesen köstlichen Boston an. Würden Sie es der Lady Ramsay abschlagen, wenn sie um diesen Tanz bittet?"

Karner schwieg einen Augenblick, sah an ihr vorbei. Dann verbeugte er sich und bot ihr den Arm.

Sensation im Saale.

Karner tanzte. Die Paare traten zurück, ließen Karner allein mit der schönen Frau tanzen.

Karner hatte die Augen halb geschlossen. Er fühlte, wie der Blick des schönen Weibes, das er im Arm hielt, auf seinem Antlitz ruhte, wie ihr Auge das seine suchte.

Er sah nicht, wie alles um ihn sich vom Parkett zurückgezogen hatte, er tanzte und ging im Rhythmus der Musik auf.

Die Lady sah ihn angstvoll an. Sie hatte das Gefühl . . . Martin, ihr Gatte, führe sie im Tanz.

Karner fühlte, wie sie zitterte. Da öffnete er die Augen und erwiderte den suchenden Blick.

Und fuhr zusammen.

Er sah das Entsetzen in ihren Augen, fühlte, wie das junge Weib an seiner Seite zusammenzubrechen drohte. Ihre Hand krampfte sich in seine Rechte.

„Martin!" klang es verzweifelt an sein Ohr. Wie ein Hauch nur. Dann riß er sich zusammen.

„Ich bin Karner, Lady Ramsay," sagte er kälter als er wollte.

Sie schrak zusammen und die Röte floh aus ihrem Antlitz.

Martin Karner! Martin . . .! Warum Martin . . . Karner?

Jeder Zug des Gesichts war der Tote, beinahe jeder Laut, jede Bewegung. „Ich werde wahnsinnig!" dachte sie.

Karner gab der Musik ein Zeichen.

Sie verstummte, brach mitten im Takt ab. Ruhig, beherrscht, mit einem krampfhaften Lächeln auf dem Antlitz, führte er Lady Ramsay zu dem Gatten zurück.

„Ich danke Ihnen, Lady Ramsay. Es war mir ein Vergnügen."

Fast gleichgültig sprach er es, als er in Ramsays graue Augen sah.

Eine Verbeugung. Der Botschafter war mit seiner Gattin allein.

* * *

Als sich Karner verabschieden wollte, sagte Storm-Naugardt:

„Wäre es Ihnen angenehm, wenn ich Sie morgen einmal aufsuchte? Ich muß Sie in einer äußerst wichtigen Angelegenheit sprechen."

Karner sah ihn verwundert an: „Können wir das nicht gleich jetzt erledigen? Wenn Sie irgend etwas auf dem Herzen haben, dann sagen Sie es. Gern stehe ich Ihnen noch eine halbe Stunde, wenn es sein muß, auch länger zur Verfügung."

„Ich wäre Ihnen außerordentlich dankbar, Herr Karner."

Sie begaben sich in Storm-Naugardts elegantes Arbeitszimmer.

„Wenn ich Sie um eins bitten darf," bat Karner, „dann sprechen Sie ohne Umschweife und lassen Sie jede Einleitung weg. Daß es sich um etwas Wichtiges handelt, das sehe ich Ihnen an."

„Sie sehen richtig, Herr Karner. Also gleich zur Sache. Die Vereinigung der französischen Industriellen hat sich an mich gewandt mit der Bitte, bei Ihnen anzufragen, ob und wann Sie gewillt sind, auch die Elektrisierung Frankreichs durchzuführen."

(Fortsetzung folgt

Ein kleines Verbrechen.

Humoreske von R. Hirschberg-Jura.

„Nein, nein, Doktor, kein Auto!" sagte die Baronin zu ihrem Begleiter. „Mir ist von all der Räuberromantik noch zu abenteuerlich zu Mute, um schon nach Haus zu fahren. Gehen wir noch auf ein halbes Stündchen ins Kaffeehaus!"

„Mit Vergnügen! Und es freut mich, wie gut Ihnen der ritterliche Fra Diavolo gefallen zu haben scheint. Mit eleganter Liebenswürdigkeit vermag eben sogar ein Verbrecher zu begeistern."

„Aber lieber Doktor, wenn man sieht, wie auf dem Theater ein schön geschminkter Räuberhauptmann schließlich erschossen wird, so ist das doch kein Anlaß, ihn ernstlich als verlockendes Beispiel zu betrachten."

„Sie sprachen aber eben selbst ganz entzückt von der Räuberromantik."

„Von der Romantik! Ja! Im Leben singt der Räuber aber nicht Tenor-Arien mit Orchester-Begleitung und benimmt sich auch sonst weit weniger angenehm als auf der Bühne. In der Wirklichkeit gibt es eben keine Romantik mehr."

„Oh, wer mit romantischem Herzen durchs Leben geht, für den treibt Fra Diavolo noch überall sein Spiel, und ich hätte selbst oft Lust, mit zu spielen."

„Ich nicht. Ich kann es eben nicht romantisch finden, wenn ein harmloser Geldbriefträger beraubt oder etwa Ihre große Fabrik oder meine hübsche Witwen-Villa in die Luft gesprengt wird. — Ja, wenn Sie imstande wären, mir ein kleines Verbrechen vorzuspielen, bei dem niemand ernstlich zu Schaden käme, solche Romantik würde mich vielleicht ergötzen, und Sie dürften sich eine Gnade ausbitten."

„Gut", entgegnete der Doktor, während sie in das Kaffeehaus traten, „ein solcher Scherz kann gleich vor sich gehen. Wenn er glückt, erbitte ich mir eine Tasse Tee und eine Zigarette in Ihrem kleinen Salon. Wenn er mißlingt, büße ich meine Anmaßung mit einer großen Schachtel Pralinen. Soll's gelten?"

„Ich halte die Wette. Aber was wollen Sie . . .?"

„Nur bis an dieses Tischchen Sie geleiten und Ihnen den Umhang abnehmen. — So . . . Und wenn ich nun meinem Ueberzieher entschlüpfe, stehe ich doch mit meinem Frack und meiner Haltung einem Zahlkellner mittlerer Eleganz nicht nach. Wie? Ich werde mir sein Amt anmaßen, mich gar nicht erst an Ihrer Seite niederlassen, sondern als heimlicher Fra Diavolo das Lokal durchstreifen und, wenn der echte Zahlkellner gerade an der entgegengesetzten Seite beschäftigt ist, hier das Geld der Gäste einkassieren. Sie sollen mal sehen, ob ich Talent zum Hochstapler habe."

„Dann hüten Sie sich nur vor dem blaugekleideten Herrn gleich hier drüben! Er hat so etwas Geheimpolizistisches an sich und läßt Sie, seit wir eingetreten sind, nicht aus den Augen. Es wäre mir nicht eben angenehm, wenn Sie von meiner Seite weg als Schwindler verhaftet würden, ehe Sie den Scherz aufklären können."

Aber er schlenderte bereits nachlässig von Tisch zu Tisch und ließ seine fragenden Oberkellnerblicke mit solcher Ruhe durch den Saal gleiten, daß ihm die Baronin eine heimliche Anerkennung nicht versagen konnte. Und schon rief es ganz in der Nähe: „Ober — zahlen!"

Es war der blaugekleidete Herr, der wie ein Geheimpolizist aussah.

„Bitte schön", sagte der Doktor in geschmeidiger Haltung, nachdem er sich durch einen Blick überzeugt hatte, daß der Baronin die täuschende Natürlichkeit seines Spiels nicht entging.

„Eine Schale Braun. Ein Gebäck."

„Vierzig, fünfundzwanzig, fünfundsechzig."

„Geben Sie mir bitte auf diesen Schein heraus!"

„Hundert Mark? Ich weiß nicht, ob ich genug kleines . . ."

„Dann lassen Sie an der Kasse oder am Buffet wechseln. Aber etwas schnell. Ich habe Eile."

Doch der Gefahr, etwa am Buffet entlarvt zu werden, entging der Doktor noch. Ueber die große volle Ledertasche, um die Hand mit dem bekannten Zahlkellner-Griff darein zu versenken, verfügte er zwar nicht. Aber in dem zaghaft gezogenen Juchtenportemonnaie fand er gerade noch hinreichend Geld, um herausgeben zu können.

„Na, also", schob ihm der Gast gönnerhaft das bronzene Kleingeld hin, das der Doktor mit einem geflüsterten „Danke" wieder in sein Portemonnaie steckte, während der großmütige Trinkgeldspender, ohne seine Hilfe abzuwarten, schon in den Ueberzieher gefahren war und mit der Eile, von der eben gesprochen, das Lokal verlassen hatte.

Da kam aus der Tiefe des Saales hastigen Schrittes der wirkliche Zahlkellner herbei und rief dem Portier zu: „Halten Sie den Herrn fest, der eben ging! Er hat nicht bezahlt!"

Sogleich jedoch beschwichtigte ihn der Doktor mit der Erklärung, der Herr habe ihn gebeten, die Zeche für ihn zu berichtigen.

„Er hatte eine Schale Braun und ein Stück Gebäck. Nicht wahr?" sagte er. Dann nahm er wieder neben der Baronin Platz und flüsterte ihr zu: „Schade, daß ich den Scherz so schnell abbrechen mußte."

„Jawohl", antwortete der Zahlkellner. „Aber vorher hatte der Herr schon eine Hummermayonnaise, einen Roquefort mit Butter und Pumpernickel sowie eine Flasche Bernkasteler!"

„So eine Unverschämtheit!" Der Doktor verlor einen Augenblick die gewohnte Ruhe. Als er jedoch dem spöttischen Blick der Baronin begegnete, murmelte er mit Galgenhumor: „Da sehen Sie's! Haben wir da eben nicht etwas Romantisches erlebt? — Schön, Herr Ober, hier sind hundert Mark. Ziehen Sie die Zeche ab, die mein Freund gemacht hat."

Der Kellner nahm den Schein, betrachtete ihn zunächst mit einem kurzen, gewohnheitsmäßigen, prüfenden Blick, hielt ihn dann gegen das Licht, besah ihn genauer und sagte schließlich achselzuckend: „Bedaure sehr, mein Herr, der Schein ist falsch!"

„Was? — Das ist ja nicht zu glauben!"

„Bitte sehr, wollen Sie sich gefälligst überzeugen, wie unscharf die Strafandrohung gedruckt ist? Die Reichsdruckerei macht das besser."

Die Baronin zerbiß vor unmäßigem Vergnügen ihr Taschentuch. Auf des Doktors Bitte reichte sie ihm ihr Geldtäschchen, und als er die Rechnung des Schwindlers daraus beglichen hatte, bemerkte sie schalkhaft: „Ich leihe Ihnen auch gern den Betrag für die Pralinen, die Sie nun verloren haben."

„Aber nein, Baronin, Sie haben verloren! War das nicht eben ein kleines Verbrechen? Und bin ich etwa ernstlich zu Schaden gekommen? Ob ich das Geld im Spiel verloren hätte oder ob es dieser geriebene Gauner errafft hat, ist doch für mich ganz gleich! Also ich darf um meinen Tee und meine Zigarette bitten. Ja?"

„Nun denn — ja! Bestellen Sie das Auto, Fra Diavolo!"

Der Würzburger Sturm (1525).

Historische Skizze von Wilhelm Treue

Draußen vor der Stadt, nach dem Main zu, liegen sie. In Gruppen hinter den Büschen am Ufer, spielen, essen und trinken und warten auf die Nacht, die den Sturm bringen soll. Der Tag ist ungewöhnlich warm: die Mittagssonne brennt heiß in das Tal hinab, daß drüben die Fahne am Schloß zittert und flattert, als wehte ein lustiger Wind über die Höhen. Und dabei regt sich kein Blatt. Klar blau wirft der Himmel die Sonnenstrahlen zurück auf die Erde. In der Stadt ziehen Rotten der Bauern umher. Die einen kommen von weit draußen, von Kulsheim oder Hartheim, zur Verstärkung des hellen Haufens. Die anderen ziehen in ihr Losament, schweißig, schmutzig und abgerissen, müde. Von der Kirche schlägt es zwölf. Hart und grell klingen die Schläge über das Tal und kehren zurück. Da, mit einem Male rundet sich oben am Himmel ein großer Regenbogen. Immer größer und runder wird er, gerade über dem Schloß Unserfrauenberg, das die Bauern belagern. Von dorther und von dieser Seite des Maines schauen sie alle auf zu dieser seltsamen Er-